

---

# Theopoesie mit Zeitindex

## *Der Pfarrer und Literat Kurt Marti*

Erich Garhammer / Würzburg

Kurt Marti, am 31. Januar 1921 in eine Berner Notarsfamilie hineingeboren, wuchs in einem politisch wachen Milieu auf. Mit 12 Jahren erlebte er am Radioapparat Hitlers Machtergreifung mit, was ihn zugleich faszinierte und ängstigte. Jedenfalls veranlasste ihn dieses Ereignis, dass er von nun an zu einem wachen Zeitgenossen und eifrigen Zeitungsleser wurde. Am Berner „Freien Gymnasium“ war er Klassenkamerad von Friedrich Dürrenmatt (1921–1990) und Rudolf Bohren (1920–2010), dem späteren Homiletik-Professor in Heidelberg. Nach dem Abitur studierte er Rechtswissenschaft, allerdings mehr aus Verlegenheit und elterlichem Zwang denn aus Neigung. Schon nach zwei Semestern wechselte er an die evangelisch-reformierte und an die christ-katholische, d.h. altkatholische Theologische Fakultät Bern. Die Kriegszeit verbrachte er zum einen Teil als Gebirgsinfanteriesoldat in den Alpen des Berner Oberlandes, jener Landschaft, die ihm bis heute vertraut geblieben ist.

### Ein „linker“ Pfarrer

Bestimmend für Martis theologischen Ansatz wurden die Basler Jahre 1945/46, in denen er die Vorlesungen und Seminare Karl Barths (1886–1968) besuchte. Dessen dialektisches, in Paradoxen sich fortbewegendes Denken, grundgelegt im Römerbriefkommentar, prägte die Studenten angesichts der Trümmer des 2. Weltkriegs nachhaltig. Barths politisches Engagement wirkte weiter in der Bekennenden Kirche, deren Wurzeln bis zu den Religiös-Sozialen (Hermann Kutter, Leonhard Ragaz, Oskar Pfister) und bis zu den Blumhardts in Bad Boll zurückreichen. Martis Kritik an einer veräußerlichten volksskirchlichen Frömmigkeit basiert auf Barths Unterscheidung von Religion und Glaube. Während die Religion bestrebt sei, bloß äußerliche Riten aufrechtzuerhalten, sei der Glaube verantwortlich für die eigentlich christliche Haltung. In den Jahren 1946/47 stand Marti im Dienst der Kriegsgefangenenenseelsorge des Ökumenischen Rates in Paris und erfuhr hautnah die Probleme der Nachkriegszeit. Erste seelsorgerliche Gemeindeerfahrungen machte er 1948 im Lernvikariat in Büren an der Aare. Nach der Ordination zum reformierten Pfarrer folgten pastorale Tätigkeiten in den Kirchgemeinden Rohrbach (1948–1950), Niederlenz (1950–1961) und in der Nydegggemeinde Bern (1961–1983). Zu seinen Hauptaufgaben zähl-

ten Gottesdienste und Predigten, Taufen, Trauungen und Beerdigungen, dazu Konfirmandenunterricht, Einzelgespräche, Hausbesuche, Kommissions- und administrative Arbeit.

Pfarrer Marti begann seine Tätigkeit in Bern mit ganz neuen Ideen und wollte seine Gemeinde verlebendigen: Sozialarbeiter sollten sich nach seiner Meinung nicht bloß für die Bedürftigen der Gemeinde einsetzen, sondern auch für die Randständigen der Gesellschaft, selbst wenn diese nicht zur christlichen Gemeinde gehörten. Kritik handelte er sich ein, als er die Gemeinde am Predigtgespräch beteiligte und dabei auch politisch brisante Fragen nicht ausklammerte. Auf weltweiter Ebene engagierte er sich gegen den Vietnamkrieg und für eine Wende in der Entwicklungshilfe. Nach dem „Besuch der radioaktiven Wolke“, wie er den Unfall von Tschernobyl nannte, verfasste er mit anderen Pfarrern das „Atom-Denkwort“. Auf theologischem Gebiet beschäftigten ihn seit den 80er Jahren die lateinamerikanische Befreiungstheologie und die feministische Theologie; beide Strömungen waren für ihn ein Zeichen der Lebendigkeit. Nicht zustande kam Martis Berufung auf den Lehrstuhl als Homiletik-Professor zur Ausbildung angehender Priester. Die staatliche Regierung lehnte ihn aus Angst vor seiner „Linkslastigkeit“ ab, während ihm im Gegenzug die Theologische Fakultät das Ehrendoktorat verlieh.

Im Jahre 1983 trat Kurt Marti – 62jährig – in den Ruhestand, mit der Nebenabsicht, jetzt vermehrt schriftstellerisch tätig zu werden, was sein in der Zwischenzeit stark angewachsenes Opus bezeugt. Er wurde zu Lesungen im In- und Ausland eingeladen. Zahlreiche Ehrungen wurden ihm zuteil, darunter der Johann-Peter-Hebel-Preis von Baden-Württemberg (1972), der große Literaturpreis des Kantons Bern (1972 und 1981) und der Buchpreis des deutschen Verbandes evangelischer Büchereien (1982), der Kurt-Tucholsky-Preis (1997) und der Karl-Barth-Preis (2002).

Es sind drei Aspekte, die das Werk von Marti prägen: zum einen seine Sympathie für die Randgänger, sodann eine durchgängige politische Haltung sowie seine Liebe zur Mundart. Diesen dritten Ausgangspunkt des literarischen Schaffens markieren seine Spaziergänge und Wanderungen, die Marti als Pensionär häufiger als zuvor unternehmen konnte und aus denen „Högerland. Ein Fußgängerbuch“ (1990) hervorging. Unter „Höger“ sind Hügel und kleinere Berge zu verstehen. Der Schriftsteller erwanderte seine nähere und fernere Umgebung, was bei ihm durchaus auch ökologische Hintergedanken hat: Er besitzt bewusst keinen Führerschein. Er durchstreifte Täler, erklimmte kleinere Hügel und durchquerte ganze Landschaften. Beim Wandern stand er häufig still, beobachtete, betrachtete und machte sich Notizen. Marti, der einsame Fußgänger, nahm die dampfenden Miststöcke im Licht der Vormittagssonne genauso wahr wie die Käuze mit ihrem Ruf und die gackernden Hühner. Bienen und Sommervögel setzten ihn in Staunen.

Doch gleichzeitig machte ihm Sorge, wie gedankenlos und unverantwortlich die Menschen mit dieser Natur umgehen, wie brachial sie verbaut, beeinträchtigt und zerstört wird. So zeugt „Högerland“ davon, wie sehr Marti mit der Natur und den Menschen verbunden lebt; andererseits schlug ihm die Zerstörung der Natur auf das Gemüt. Er will die Konsequenzen solch blinden Handelns aufzeigen und mit aller Kraft für die Bewahrung der Schöpfung eintreten.

## Rede von Gott

Das Reden von Gott ist in der Dichtung von Marti von drei Grunddimensionen geprägt. Die erste Dimension ist das präsentische Sprechen von Gott, vor allem in den sogenannten „leichenreden“. Den Erfahrungshintergrund dafür boten die Bestattungen, die sich in der Berner Stadtpfarrei für Kurt Marti häuften. Er machte die Erfahrung, dass er sich nicht bei jeder Abdankungspredigt persönlich einbringen konnte, andererseits spürte er auch die Grenzen der liturgischen Sprache mit ihrer Formelhaftigkeit und ihren Klischees, die zwar Raum lassen für persönliche Deutungen, aber häufig auch als eine Sammlung leerer Worthülsen empfunden werden und nicht befriedigen. Um dieses Dilemma auszuhalten, erfand Marti die sogenannten „leichenreden“ (1969). Im Anschluss an ihn besonders bewegende Todesfälle und Bestattungen verarbeitete er die dabei gemachten Erfahrungen und die sich daraus ergebenden Fragen in einem dichterischen Zugriff. Das Beerdigungsritual in seiner Kirche beginnt immer mit dem Satz „Gott hat es gefallen“. Gegen dieses umbarmherzige Ritual protestierte Marti literarisch:

*dem herrn unserem gott  
hat es ganz und gar nicht gefallen  
dass gustav e. lips  
durch einen verkehrsunfall starb*

*erstens war er zu jung  
zweitens seiner frau ein zärtlicher mann  
drittens zwei kindern ein lustiger vater  
viertens den freunden ein guter freund  
fünftens erfüllt von vielen ideen*

*was soll jetzt ohne ihn werden?  
was ist seine frau ohne ihn  
wer spielt mit den kindern?  
wer ersetzt einen freund?  
wer hat die neuen ideen?*

dem herrn unserem gott  
hat es ganz und gar nicht gefallen  
dass einige von euch dachten  
es habe ihm solches gefallen

im namen dessen der tote erweckte  
im namen des toten der auferstand:  
wir protestieren gegen den tod von gustav e. lips<sup>1</sup>

Doch nicht nur vom Tod ist bei ihm die Rede und vom Leben danach, sondern auch von der Auferstehung vor dem Tod.

Ihr fragt  
wie ist die auferstehung der toten?  
ich weiß es nicht

ihr fragt  
wann ist die auferstehung der toten?  
ich weiß es nicht

ihr fragt  
gibt's  
eine auferstehung der toten?  
ich weiß es nicht

ihr fragt  
gibt's  
keine auferstehung der toten?  
ich weiß es nicht

ich weiß  
nur  
wonach ihr nicht fragt:  
die auferstehung derer die leben

ich weiß  
nur  
wozu Er uns ruft:  
zur auferstehung heute und jetzt<sup>2</sup>

<sup>1</sup> K. Marti, *leichenreden*. Frankfurt 1976, 23.

<sup>2</sup> AaO., 25.

Eine zweite Dimension des Redens von Gott stellt bei Kurt Marti die bewusste Auseinandersetzung mit der Verkündigungssprache dar. Er wandte sich mit seinem Schreiben gegen eine Sprache, die mit Formeln und Floskeln arbeitet und dadurch Leertexte und semantische Hohlkörper produziert:

*das largo von händel*  
*ist wie*  
*das largo von händel*

*ein cello*  
*ist wie*  
*ein cello*

*eine trauerfeier*  
*ist wie*  
*eine trauerfeier*

*eine abdankungspredigt*  
*ist wie*  
*eine abdankungspredigt*

*ein gebet*  
*ist wie*  
*ein gebet*

*ein zuspruch*  
*ist wie*  
*ein zuspruch*<sup>3</sup>

In diesem Gedicht setzt sich Marti kritisch mit den Wiederholungen in der Gebetssprache auseinander, die gebetsmühlenhaft immer wieder das Gleiche sagen. Freilich braucht die Sprache des Rituals durchaus Wiederholungen, sie arbeitet bewusst mit signifikanten Tautologien. Die Wiederholung bietet ein Gebäude der Vertrautheit und kann bergen und dadurch Heimat vermitteln. Des Weiteren geißelt der Berner Schriftsteller alle missbräuchlichen Verwendungen des Wortes »Gott«. Die Inflation dieses Wortes führt seiner Meinung nach zur Entleerung und zum Missbrauch in den unterschiedlichsten Situationen:

*das blutet aus allen wunden  
 das wird vergewaltigt noch und noch  
 das ist verraten zertrampelt zerschossen geköpft  
 gerädert gevierteilt gezehnteilt  
 und also wurde das wort Gottes  
 zum letzten der wörter  
 zum ausgebeutetsten aller begriffe  
 zur geräumten metaphor<sup>4</sup>*

Marti versteht das Wort »Auferstehung« präsentisch und assoziiert es häufig mit dem Wort »Aufstand«. Dabei ist für ihn vor allem die Vorstellung aus dem Johannesevangelium und den Johannesbriefen bestimmend geworden. Die präsentische Eschatologie, nicht die futurische Eschatologie prägt sein Denken.

Seine Auseinandersetzung mit der Gottesfrage erfolgt in drei Phasen: Zunächst einmal steht bei Kurt Marti die selbstverständliche Verwendungsweise des Wortes »Gott«, in einer zweiten Phase dominieren Protest und Rebellion gegen diese Selbstverständlichkeit. Er entdeckt, angestoßen von der Dialektischen Theologie und dem Ansatz Karl Barths, die Andersheit Gottes, sein „totaliter aliter“. In der dritten Phase entdeckt er schließlich, dass von Gott durchaus gesprochen werden muss, dass man allerdings von ihm nur symbolisch sprechen kann. Deshalb verwendet er in dieser dritten Phase vor allem symbolische Umschreibungen und Metaphern. Er redet, wie die Psalmen von Gott reden, nämlich in der verletzbaren Art und Weise des Hirten, oder er redet von Gott als Liebe wie im 1. Johannesbrief. Die Konkretion dieser Liebe ist für Kurt Marti Jesus. In Jesus ist diese Liebe Gottes gekreuzigt worden.

### Theopoesie als schonungslose Wahrnehmungslehre

Der theopoetische Ansatz Kurt Martis versammelt mehrere Aspekte in sich. Einmal geht es ihm um das Sehen-Lernen, um eine schonungslose Wahrnehmungslehre. Marti konfrontiert die Zeitgenossen mit dem, was läuft; er fordert ihre Wachheit, ihre offenen Augen:

*das müllen ist  
 des menschen lust  
 schon steigt der müll  
 uns bis zur brust  
 meer erde luft*

<sup>4</sup> Ders., *abendland*. Darmstadt 1980, 11.

*ach sind vermüllt  
 atommüll noch  
 die enkel killt  
 müllenium  
 müllenium  
 so müllen wir  
 einander um<sup>5</sup>*

Zum zweiten will Kurt Marti keine macherischen Lösungen anbieten, sondern die eigene Ohnmacht benennen. Er gesteht dabei die eigene Ratlosigkeit ein. In dieser aporetischen Wachheit trifft er sich mit der Position von Günter Eich, der in seiner Hörspielrede zur Verleihung des Preises der Kriegsblinden gefordert hat, dass es nicht darauf ankomme, Antworten zu haben, sondern eindringlich Fragen zu stellen. Der dritte bemerkenswerte und wesentliche Punkt in der Dichtung Martis ist das Lachen-Können und die Fähigkeit, andere zum Lachen zu bringen. Nur wer lachen kann, hat die Kraft zum langen Atem. Hier steht er ganz in der Tradition von Harvey Cox: „Lachen ist die letzte Waffe des Narren.“ Ein vierter Punkt ist das im Bewusstsein der Narrheit versteckte Vertrauen. Es geht also nicht um das Lachen als Selbstzweck oder als Flucht, sondern um das darin ausgedrückte Vertrauen:

*mag sein  
 dass verrückt ist  
 wer immer noch rechnet mit wundern  
 verrückt wie die frauen  
 die in der gruft eines toten  
 entdeckten die neue geburt<sup>6</sup>*

Ferner bemüht Marti in seinen Texten die Widerständigkeit gegen alles Borneigte. Die Wahrnehmungsschule seiner Lyrik endet nicht im Pessimismus und Fatalismus, sondern provoziert Mobilisierung der Widerstandskraft. Seine Gedichte sind zu umschreiben als „Zynismusprophylaxe“ (K.-J. Kuschel).

*ist einer  
 nicht schon  
 auf wasser gegangen?  
 das macht ihm  
 keiner nach  
 jedoch*

<sup>5</sup> Ders., *Mein barfußig Lob*. Darmstadt 1987, 9.

<sup>6</sup> AaO., 28.

*dass du  
eine nichtschwimmerin  
gegen den strom schwimmst  
ist kein geringeres wunder<sup>7</sup>*

Die Wunder Jesu werden durchaus in ihrer Größe gesehen, aber auch heruntertransformiert für das Alltagsverhalten des Christen. Die großen theologischen Scheine werden in brauchbare Alltagsmünze gewechselt:

*glaube? ein rosenwildling  
das licht eines lächelns:  
flüchtig ach ja  
man baut  
kein bollwerk damit  
bleib aufrecht  
rät die rose  
zeig dornen  
sei stolz  
beuge dich  
nur der liebe<sup>8</sup>*

Diese Texte von Kurt Marti zeigen, dass er sich während seines pastoralen Dienstes durch die Beschäftigung mit aktuellen Vorgängen in Theologie und Politik, mit Lektüre und eigenem literarischen Schaffen lebendig gehalten hat.

### **Spätsätze – Leben im Altenheim**

Kurt Marti lebt heute – 92jährig – nach dem Tod seiner Frau in einem Berner Altenheim. Das Leben als Witwer macht ihm die Einsamkeit doppelt bewusst: „Seitdem die täglich und nächtlich vertraute Zwiesprache aufgehört hat, schwinden mein Wortschatz und mein Ausdrucksvermögen.“<sup>9</sup> Sprache und Selbstausdruck, aber auch die geistige Wachheit lassen nach. Es fehlt die vertraute Zwiesprache mit der vertrauten Partnerin. Das Gefühl des Geliebt-Werdens war ehemals geradezu vitalisierend. „Ich wurde geliebt, also war ich.“<sup>10</sup> Aber Marti verbietet sich den Ausweg in eine regressive Zuflucht zu Gott: „Gott ist nie Ersatz, erst recht nicht für die lebenslange Geliebte.“<sup>11</sup> Der Annahme einer zuneh-

<sup>7</sup> AaO., 36.

<sup>8</sup> AaO., 56.

<sup>9</sup> Ders., *Heilige Vergänglichkeit. Spätsätze*. Stuttgart 2011, 9.

<sup>10</sup> AaO., 11.

<sup>11</sup> Ebd.



menden Vergeistigung im Alter kann er ebenfalls nichts abgewinnen. Die Wirklichkeit sieht anders aus: „Nicht doch. Die Beschäftigung mit dem Körper, vor allem mit seinen Defiziten, nimmt unliebsam überhand.“<sup>12</sup> Gedanken gehen ihm durch den Kopf, wie sich wohl Fühlen und Sprechen Jesu verändert hätten, wenn er ein Greis geworden wäre. „In welche Richtung hätte sich das Denken und Lehren des Nazareners verändert, wenn er neunzig Jahre alt geworden wäre? Müßige Frage, ich weiß.“<sup>13</sup> Im Alleinsein verändert sich für ihn der Glaube nochmals in einer ganz eigenen Weise: „In den Armen der Geliebten glaubte ich oft, dem großen Geheimnis nahe zu sein.“<sup>14</sup>

Die Beziehung zur Geliebten als ein Ausdruck der Gottesnähe ist ihm nun genommen. Eine ganz andere Beziehung wird für ihn stärker – die Beziehung zu Jesus. „Ihm, Jesus, glaube ich Gott.“<sup>15</sup> Der Glaube an Jesus ist aber gekoppelt mit einer Skepsis gegenüber einem Leben nach dem Tod, ein solcher Glaube erscheint ihm heillos egozentrisch: „Ein Glaube, der auf das eigene Weiterleben nach dem Tod fokussiert ist, bleibt heillos egozentriert.“<sup>16</sup> Eine Geographie des Jenseits, Ausmalungen dessen, wie es einmal sein könnte, postmortale Vorstellungen verbietet er sich, sie sind ihm verdächtig. „Die Evangelien können nicht genug dafür gerühmt werden, dass sie der Versuchung widerstanden haben, denen, die Jesus vom Tode wieder auferweckte und ihm, dem Auferstandenen selbst, Äußerungen über ein postmortales Jenseits in den Mund zu legen.“<sup>17</sup> Immer mehr mutiert für ihn die Jenseitsvorstellung zu einem Sich-Fallenlassen in Gott. „Was kommt danach? Oft stelle ich mir vor, mein Ego werde sich alsdann in Gottes Ewigkeit verlieren, vielleicht sogar auflösen. ‚Was immer zu Gott kommt, entfällt sich selbst‘ (Meister Eckart).“<sup>18</sup> Die Spätsätze von Kurt Marti sind eine geistliche Lektüre mit Tiefgang, ein spirituelles Viaticum – und weiterhin Theologie und Poesie mit Zeitindex, nämlich eines alten Menschen mit Blick auf Tod und Sterben.

12 AaO., 16

13 AaO., 20.

14 AaO., 25.

15 AaO., 30.

16 AaO., 35.

17 AaO., 36.

18 AaO., 34.